

Zum Muttertag

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **57 (1963)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zum Muttertag

Finde ich ihn in Colmar nicht, so gehe ich nach Straßburg, und finde ich ihn in Straßburg nicht, so gehe ich nach Mainz

Eben denke ich daran, daß im Monat Mai wieder ein Muttertag sein wird. Und da sollte ich doch einige Gedanken darüber schreiben. Aber predigen mag ich nicht gerne. Ich meine, es wird in der Welt genug gepredigt. Es wäre besser, wenn mehr Gutes getan würde. Da möchte ich doch lieber eine Geschichte erzählen, in der uns Johann Peter Hebel von einer Mutter berichtete:

Im Jahre 1796 befand sich eine französische Armee, in der auch viele Schweizer dienten, nach dem Rückzug aus Deutschland in der Gegend am Rhein unterhalb Basels. Eine Mutter in der Schweiz sehnte sich nach ihrem Sohne, der ebenfalls in dieser Armee war. Lange, lange hatte sie nichts mehr von ihm erfahren. Und ihr Herz hatte einfach keine Ruhe mehr. «Er muß bei der Rheinarmee sein», sagte die Mutter, «und der liebe Gott, der ihn mir geschenkt hat, wird mich auch zu ihm führen.»

Also bestieg sie den Postwagen und fuhr mit ihm in Basel zum St.-Johannis-Tor

hinaus. Und als der Postwagen an den Rebhäusern vorbei in den Sundgau gekommen war, erzählte die Mutter ihren Reisegefährten, warum sie die beschwerliche Reise angetreten hatte. Diese fragten: «Wißt Ihr denn sicher, ob Euer Sohn in Colmar ist?» — Da gab die Mutter zur Antwort: «Finde ich ihn in Colmar nicht, so gehe ich nach Straßburg, und finde ich ihn in Straßburg nicht, so gehe ich nach Mainz!» — Einer fragte weiter: «Was ist den Euer Sohn bei der Armee? Ist er ein Hauptmann oder gar ein Major?» — Die Mutter dachte, das könnte vielleicht möglich sein. Denn sie wußte, daß ihr Sohn ein tüchtiger, braver Mann war. Sie antwortete: «Das weiß ich nicht. Wenn ich ihn nur finde. Er darf auch etwas weniger sein, denn er ist mein Sohn.»

Die Mutter fand dann ihren Sohn. Und er war nicht nur ein Major, sondern ein General. Aber das dünkt mich nicht das Wichtigste und Schönste an dieser Geschichte. Das Schönste ist der Gedanke, daß einer Mutter kein Weg zu beschwerlich und zu weit ist, um ihr Kind zu suchen!

Seit wann gibt es Briefmarken?

Es ist so einfach, einen Brief fortzuschicken. Ich kaufe eine Briefmarke für 20 Rappen und klebe sie auf den Briefumschlag. Dann trage ich ihn auf die Post oder werfe ihn in den nächsten gelben Postbriefkasten. Und die Post sorgt dafür, daß der Brief an den richtigen Ort und an die richtige Adresse kommt. Es ist ganz gleich, ob der Karl oder die Lina in Genf, Basel, Lugano oder im hintersten Dörflein eines abgelegenen Bergtales irgendwo im Bündnerland wohnt.

Die Post verlangt für ihren Dienst in jedem Fall nur, daß Du eine 20er-Marke

kaufst und sie auf den Briefumschlag klebst.

Es war nicht immer so einfach

Wer in ganz alten Zeiten einen Brief fortzuschicken wollte, mußte ihn einem Reisenden oder fahrenden Händler mitgeben. So besorgten z. B. die im Lande zum Einkauf von Vieh herumreisenden Viehhändler und Metzger oft das Überbringen von Privatbriefen. Diese «Metzgerpost» war natürlich nicht so flink und zuverlässig wie unsere heutige Post. Es dauerte oft Wochen, bis der Brief an seine Adresse gelangte.